

Über die Mikrosemantik von Einzeldokumenten

Ludolf Kuchenbuch im Gespräch mit Juliane Schiel

Im Sommersemester 2019 ist im Rahmen einer Lehrveranstaltung an der Universität Wien unten stehendes Interview entstanden. Etwa 15 Master-Studierende der Geschichte haben sich unter der Leitung von Juliane Schiel in einem Methodenworkshop mit dem Ansatz der Historischen Semantik auseinandergesetzt. Von der klassischen Begriffsgeschichte über die historische Mikrosemantik bis hin zu neuesten Ansätzen der Korpuslinguistik und der Digital Humanities wurden verschiedene Herangehensweisen diskutiert und praktisch erprobt. Für die Schlussitzung der Lehrveranstaltung am 18. Juni 2019 waren der Mediävist Ludolf Kuchenbuch (Professor emeritus der Fernuniversität Hagen) und Silke Schwandt (Professorin für Digital Humanities an der Universität Bielefeld) zu Gast. Die Studierenden, die während des Semesters einige ihrer Texte gelesen hatten, haben dafür Fragen zum mikrosemantischen Arbeiten von Ludolf Kuchenbuch vorbereitet.¹

Juliane Schiel: Lieber Ludolf, wir freuen uns sehr, dass du heute zu uns nach Wien gekommen bist, um mit uns gemeinsam über Potenziale und Grenzen der Historischen Semantik nachzudenken. Historische Semantik ist en vogue. Man hört davon in Vorträgen und liest es in Anträgen. Gleichzeitig bleibt insbesondere in den Geschichtswissenschaften häufig vage, was dieser Ansatz für das historische Arbeiten wirklich bedeutet. Du hast dich lange vor diesem Boom über viele Jahrzehnte mit der Erfassung sozialen Handelns durch die mikrosemantische Analyse seiner sprachlichen Ausdrucksformen beschäftigt und die Historische Semantik für dich zu einem Instrument der Selbstreflexion, der Historisierung der eigenen wissenschaftlichen Analysesprache gemacht. Dazu möchten wir dich heute gerne befragen.

Ludolf Kuchenbuch: Wie schön, dass Sie heute da sind, um mit mir auf Klärungen von Fragen zu dringen, die sich aus Ihrer gemeinsamen Arbeit über historische Dokumente mithilfe mikrosemantischer Methodik ergeben haben. Um zu betonen,

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2023-34-2-3>



Ludolf Kuchenbuch, Wilhelm-Caspar-Wegely-Platz 3, 10623 Berlin, Deutschland;
lukuchenbuch80@gmx.de

Juliane Schiel, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich; juliane.schiel@univie.ac.at

1 Das Gespräch wurde aufgezeichnet und von Michaela Hafner transkribiert. Der vorliegende Text ist eine überarbeitete Fassung dieses Transkripts. Die Fragen der Studierenden wurden anonymisiert wiedergegeben.

welche geistige Komplizenschaft uns alle hier rahmt, bediene ich mich einer simplen Erwägung aus dem 13. Jahrhundert, mitten im Zeitalter des Pergaments und der Handschriftlichkeit. Wir alle wollen – akademisch – denken, lesen und dann schreiben. Der Scholastiker Bonaventura gab darauf eine interessante Antwort. Um ein Buch zu machen, dachte er, gäbe es vier Stufen. Wer allein ein Manuskript/Buch genau abschreibt, ist ein Schreiber. Wer aus mehreren Büchern das eine oder andere in ein neues Buch schreibt, ist ein Kompilator. Wer zu verschiedenen Schriften, die er in ein Buch kompiliert, das eine oder andere hinzufügt, das er selbst weiß, ist ein Kommentator. Wenn er schließlich viertens so viel über die von ihm kompilierten Schriften hinzufügt, dass es alles Abgeschriebene überwiegt, dann ist er ein Autor. Diese Ordnung – den Anachronismus nehme ich hier in Kauf – lässt sich auf unser Gespräch heute übertragen. Ich bitte Sie, sich während unseres Gesprächs begleitend, analog zu Bonaventura, zu fragen: Was wird hier gerade aufgerufen? Was wird hier bloß wiederholt? Höre ich etwas Neues und wenn ja, woher bzw. von wem kommt es? Worauf ich hinaus will, ist dies: Wir sind hier keine Autor*innen – ohne alle die vor und neben uns wären wir herzlich wenig. Aber zusammen könnten wir von jeder dieser vier Schreibhandlungen etwas sein – natürlich nicht im Sinne universitär verrechtlichten geistigen Eigentums! Ich rufe deshalb zum Plagiat auf, wenn's geistig weiterführt! Sich jederzeit zu fragen, inwiefern man ein Autor sei, ermutigt zur Bescheidenheit.

Hierzu fügt sich meine zweite Vorbemerkung. Was ich mir über die Jahre – auch beim gemeinsamen Nachdenken in der kleinen Arbeitsgruppe HiSem, in der auch Juliane Schiel mitgewirkt hat – als ‚Mikrosemantik‘, genauer: als ‚Mikrosemantik von Einzeldokumenten‘ zu bezeichnen angewöhnt habe, ist ganz allmählich, fast unmerklich, entstanden. Im mitbestimmenden Hintergrund wirkte von Anbeginn meines Studiums zweierlei: zum einen der Respekt vor dem Mittellatein, das so gar nicht dem klassischen Latein entsprach, das ich in der Schule gelernt hatte, und zum anderen die wachsende Skepsis gegenüber vielen Schlüsselwörtern und Fachbegriffen, die, auch wenn sich ihr Sinn der bürgerlichen Weltsicht und Wissenschaft verdankte, in der Nazizeit missbraucht und umgeprägt und im deutschen Westen dann vielfach weiterbenutzt wurden. Diese philologische und ideologische Skepsis wuchs und wirkte weiter, als ich nach dem Studium gewissermaßen die Seite zur Lehre wechselte. Eine Lehre, die unter dem Dauerdruck von Reformen stand, zuerst an der Freien Universität Berlin (1971–1983), dann an der Fernuniversität Hagen (1985–2004), wo sehr genau zu überlegen war, wie man den Studierenden das so eigenartige Latein des Mittelalters in so eigenartigen Zeugnissen zum Selbststudium zuhause zugänglich machen könnte. Das lief auf einfache Prinzipien hinaus, die Lehrende und Lernende miteinander teilen konnten, um kooperativ und effektiv voranzukommen.

Bei der semantischen Arbeit in mittelalterlichen Schriftzeugnissen geht es mir stets um dreierlei:

- zuerst um den *Code*, das heißt das Wortfeld/Vokabular, die lexikografische Ausgangslage, das Wortwissen;
- dann um das *Regime*, das heißt das Sinnfeld des Vokabulars, seine qualitative und quantitative Ordnung und Rangierung von Kopf bis Fuß;
- schließlich um das *Milieu*, den überlieferten Ort und Zeitpunkt, dem sich das Zeugnis verdankt, das heißt sein (ursprüngliches) Praxisfeld.

Eine unumgängliche Voraussetzung für dieses Verfahren ist allerdings, dass man/frau ein Schriftdokument hat, das umfänglich und inhaltsreich genug dafür ist. Ich spreche seit einiger Zeit von solchen Dokumenten als ‚Nestern‘ voller Gelege, die es auszubrüten gilt. Solche reichhaltigen Zeugnisse zu suchen ist Ihre erste Aufgabe. Aber nur, um damit zur ersten Frage zu gelangen!

Studierende: Welchen Unterschied sehen Sie in der historisch-semantischen Untersuchung mittelalterlicher und zeitgeschichtlicher Dokumente?

Kuchenbuch: Für die Beantwortung dieser Frage möchte ich bei der historischen Materialkunde beginnen. Was sind Dokumente? Seien wir etwas genauer. Gehen wir von Gustav Droysens Historik aus. Es lohnt sich! Was die Vergangenheit allein zu bieten hat, sind Objekte damaligen sozialen Daseins. Erst historische Fragen machen sie zu Material. Material kann zufällig oder absichtlich überkommen sein. Alles absichtlich Tradierte nennt Droysen Quellen, ganz im Gegensatz zum verallgemeinerten Gebrauch heute (eine Generalisierung, die ihre eigene kurze, viel zu wenig bedachte Geschichte hat). Dokumente dagegen bezeugen für Droysen Geltung und Nutzen über ihr ‚erstes‘ Leben hinaus. Wiederholt in Gebrauch, verloren sie später ihren Sinn, gerieten in Vergessenheit – und überdauerten dennoch. Alles jedoch, was nur dem damaligen Moment diente, dann nutzlos wurde, aber dennoch nicht verschwand, ist für Droysen Überrest. Einigen wir uns hier auf das Materialfeld der Schriftstücke – egal ob Überrest oder Dokument! Und einigen wir uns auch darauf, dass wir das historische Material, das wir uns forschend aneignen, als ‚unsere Quellen‘ verstehen und bezeichnen.

Ihre Frage zielt nun auf die Reichweite semantischer Operationen. So wie Sie Mittelalter und Zeitgeschichte polarisieren, muss ich auch polarisierend antworten. Ich behaupte: Moderne bzw. zeitgeschichtliche Schriftstücke sind nahezu unendlich lebendig – noch! Dies nicht nur, weil sie in derselben Sprache abgefasst sind, die wir ‚haben‘ und verstehen, sondern weil sie auch in einem unendlichen Bezugssystem von zusätzlichen Schriftstücken und Realitätsindizien, das heißt in einem umfassenden lebendigen Milieu verortet sind. Mit welchem Aufwand dieses Milieu zugänglich gemacht werden kann, ist eine nachgeordnete Frage, denn – es ist da!

Mittelalterlichen Schriftstücken hingegen fehlt dieses Milieu. Von den Schriftstücken aus gesprochen: Sie sind gewissermaßen devitalisiert, können nur sehr bedingt auf andere Sinnträger, andere Kon-Texte und Realitätsindizien verweisen, sind desozialisiert. Von uns aus gesprochen: Sie sind von verfremdeter Autonomie bestimmt, wie verrätselt, verschlossen, einsam. Umso radikaler sind wir darauf verwiesen, das, was wir wissen wollen, in ihnen selbst zu suchen, sie als sinnbergende Bruchstücke von etwas Ganzem durchzuarbeiten und zu durchdenken. Und es ist das sprachliche Gesamt des Dokuments, das die Chance bietet, das Mehr an Sinn und Sache freizugeben, nach dem man fragt. Hier liegt für mich der Druck, den Wörtern und Sätzen der Dokumente aus dem Mittelalter sprachanalytisch mehr abzuverlangen. Das ist mein Argument.

Lassen Sie mich aber noch einen Zusatz machen. Ich gehöre zu der Generation, die Dokumenten nicht nur mehr, sondern auch etwas anderes abluhsen wollte als die Generation vor mir – es ging um Sozialgeschichte, um soziale Verhältnisse, insbesondere um die der unterworfenen Leute, um ihre Lebensumstände und Leidensformen. Und diese waren nicht nur in bislang beiseite gelassenen, sondern auch in denselben Dokumenten zu suchen, die zum Zeitpunkt ihrer Entstehung ebenso wie in der Geschichtsschreibung meiner Vätergeneration der Stabilisierung der ‚herrschenden‘ Verhältnisse dienten. Es ging uns in den 1970er-Jahren um eine Sozial- und Alltagsgeschichte *von* unten. Methodisch war sie aber nur als eine Sichtweise *nach* unten umsetzbar. Das gründet im klerikalen Schriftmonopol der Zeit, der kirchlichen Latinität. Die Lebensverhältnisse der schweigenden, latein-, schreib- und leseunkundigen Mehrheit waren durch eine Art Röntgenblick auf die Ausdrucksweise der Schriftmächtigen zu ermitteln. Mikrosemantik also als Methode, ihre Herrschaftstechnik und Standesideologie bloßzulegen, und damit auch den Blick freizulegen auf die Handlungsspielräume der kleinen Leute.

Dies aber war und ist – bezogen auf die erste Hälfte des Mittelalters – weitgehend nur indirekt möglich! Überwältigend viel an direkter Überlieferung bietet hingegen die bislang sträflich vernachlässigte Archäologie. Hinter den wenigen sozialhistorischen Veröffentlichungen der Archäologie warten gigantische Fundmengen zahlloser Ausgrabungen ungenutzt in den Museumsdepots. Die Sachforschung, die Materialkunde zählt deshalb zweifellos zu den zukunftssträchtigen Arbeitsfeldern unserer Wissenschaft. Nicht nur die Schrift und die Bilder! Wer heute Mediävistik macht und sich nicht in den Stadt- und Freilichtmuseen herumtreibt, studiert an sagenhaftem Material vorbei. Deshalb mein Rat an Sie: Planen Sie in Ihr Studium zwei Wochen Grabungs- oder Depotpraktikum ein!

Erst ab dem 13. Jahrhundert, seit die Verschriftung nahezu aller Lebensbereiche exponentiell wuchs, und dies auch im Medium der regionalen Umgangssprachen,

kann man/frau mit diesen Überlieferungsnestern rechnen, in denen – wie aus dem Nichts – ein Ketzer bekennt, ein Meister erklärt, ein Dorf Beschwerde einlegt usf.

Studierende: Lässt sich die Kuchenbuch'sche Herangehensweise auch auf nicht-normative Texte anwenden?

Kuchenbuch: Ich beginne wieder mit einer kleinen Warnung vorweg. Text – was ist das? Eines ist klar: Was im Mittelalter *textus* genannt wurde, das heißt vor allem Wortlaut und Ordnung der heiligen Schrift, hat mit unserem Verständnis von Text im modernen Sinne kaum etwas zu tun. Aber zugegeben: Wenn man das weiß, dann kann man legitime Gründe haben, vom Text eines mittelalterlichen Schriftwerks zu sprechen.

Meine Antwort auf Ihre Frage lautet: Ja! Ich werbe dafür, auch in nicht-normativen Schriftstücken semantisch sinnvoll arbeiten zu können. Lassen Sie mich über ein paar Fälle sprechen, die aus einem Büchlein stammen, das ich über die Geldwährung des früheren Mittelalters, den Denar, geschrieben habe.² Sieben der 20 dort erläuterten Gebrauchssituationen des Silberpfennigs beziehen sich nicht auf moralische Gebote, strafbare Gesetze oder materielle Forderungen. Ich nenne Ihnen daraus zwei Beispiele:

Wer den *Waltharius*, ein lateinisches Versepos über einen herausragenden Krieger im Umkreis von Dietrich von Bern, zur Hand nimmt, bemerkt schnell, dass es da neben Ehre und Kampfkunst um Gold und Silber geht, um einen Schatz – also um Geld? Die vier bekannten Geldfunktionen im Kopf (Wertmaßstab, Zahlungsmittel, Zirkulationsmittel, Aufbewahrungsmittel), hat mich mein Misstrauen bewogen, nach dem genauen Sinn des Schatzes im Epos zu fragen, indem ich alle Belege über Geldwörter im Text des gesamten *Waltharius* gesammelt habe. Und siehe da: Für hochgeborene Recken wie Waltharius (genauso wie für seinen Erzähler und für sein adeliges Publikum) besteht ein Schatz nicht aus bzw. in Geld, sondern ist glänzendes Prestige in unzählbarer Goldgestalt, egal ob Schmuck, Kreuz oder Münze.

Oder der zweite Fall: Dieses Mal handelt es sich um ein ausgesprochen kurzweiliges Versepos – wiederum für lateingebildete Hörer*innen – über einen armen Bauern, der einen Münzschatz findet, aber so ungeschickt mit ihm umgeht, dass er am Ende noch ärmer dasteht. Der Sinn dieser für die Hörer*innen so amüsanten Inkompetenz des Tölpels im Umgang mit der Silberwährung erschloss sich mir nur durch eine penible Auszählung des Gebrauchs aller sieben Pfennig-Wörter. Es ging also um eine Bewegung vom Wort- zum Sinnfeld. Ergebnis: Das Silber war hier der edle Stoff, der dem Dorftöpel nur Unglück bringen kann.

2 Ludolf Kuchenbuch, *Versilberte Verhältnisse. Der Denar in seiner ersten Epoche (700–1000)*, Göttingen 2016.

Studierende: Und wie steht es mit Briefen – also einer Schriftgattung, die in Aufbau und Inhalt eine deutlich geringere Standardisierung aufweist als Mirakelerzählungen, Rentenkataloge, Gerichtsprotokolle, die also oft radikal auf Situativität und Eigensinn abstellt?

Kuchenbuch: Auch hier gibt es Verschiedenes zu bedenken. Sie wissen, dass ich mich wesentlich besser im Frühmittelalter auskenne, Zeiten also, in denen das feudale Latein erst im Werden war – im Wortschatz genauso wie im Stil, bestimmt vom Psalter und einem Minimum antiker Rhetorik und Dialektik. Die Folge: viel Wiederholung und Variation, oft aus Formelbüchern übernommen. Natürlich gibt es gelehrte Kleriker, die Augustinus und seinesgleichen nacheifern, also im schon eigenen Latein zu leben und originelle Briefe zu schreiben vermögen: Alkuin, Adalhard, Hinkmar. Dazu kommt, dass man das Latein über das kirchliche und herrschaftliche Leben hinaus gar nicht brauchte. Mündlich ging alles schneller, beweglicher, effektiver. Das Latein der Zeit vor ca. 1200 ist viel weniger nah am Alltag dran. Es wurde notwendig, wenn es um Glaube und Gehorsam, Geltung und Dauer ging – so hat es einen hortativen Touch, über dessen soziokommunikative Bedeutung noch nicht viel nachgedacht wurde.

Studierende: Aber die Briefe aus dem Spät- bzw. Nachmittelalter sind hochkomplex, besonders wenn sich etwa innerhalb eines Briefes die Intention oder der Tonfall ändert. Wie gehe ich dann vor?

Kuchenbuch: Das kann ich mangels eigener Forschung nicht anhand eines Falles direkt beantworten. Aber vorläufig so viel: Mit den differenziert ins Alltagsgeschehen verflochtenen Schriftstücken, ob lateinisch oder volkssprachlich, hat man es schwerer, zugleich aber auch leichter. Schwerer, weil ihre Ausdrucksräume lexisch und syntaktisch reicher und differenzierter sind als ihre frühmittelalterlichen Pendanten. Leichter, weil es infolge der Vielfältigkeit und Verdichtung der schriftlichen Kommunikationsformen schlicht mehr Vergleichsmöglichkeiten (innerhalb einer Gattung) und mehr benachbartes Schriftgut gibt (das sachlich bereichern kann).

Studierende: Gibt es nicht zwei verschiedene semantische Methoden, die hier greifen könnten? Ich meine die Untersuchung des Vokabulars und die der Textstruktur.

Kuchenbuch: Absolut! Bei sachlich komplexen und stilistisch elaborierten Schriftwerken wäre die Suche nach Floskeln, Formeln, gleichartigen Satzteilen – also eine Art Proto- oder Teil-Satz-Semantik – eher dysfunktional. Man fände schlichtweg zu wenige Wiederholungen. Zwei Wege scheinen mir vielversprechend. Erstens die Ausweitung der Texte-Menge. Also die Bildung eines Bestandes von Dokumenten, am besten eine Sammlung oder eine Serie – ein Korpus. Zweitens, wie Ihr Kom-

militione eben meinte, eine Suche nach Einzelwörtern, die man aufgrund eingehender Vorauslektüre thematisch für wichtig hält. Man nennt sie vielfach Schlüsselwörter bzw. Leitbegriffe. Also Wort- bzw. Begriffssemantik.

Diesen Weg habe ich zusammen mit 16 Mediävist*innen mit sehr verschiedenen Kompetenzen ausprobiert.³ Ausgegangen sind wir von dem Verdacht, dass die Selbstverständlichkeit, mit der Mediävist*innen den Textbegriff auf alles im Mittelalter Geschriebene anwendeten, das Charakteristische dieser Schriftkultur verfehlten. Ich habe das oben schon angedeutet, will es hier aber etwas genauer sagen. Die gemeinsame Suche nach dem lateinischen Vorgänger des Textes, dem *textus*, in diversen Gattungen, diversen kleinen und großen Korpora, bei verschiedenen Autoren, in verschiedenen Medien zeigte klar, wie selten und wie spezifisch der *textus* im Schriftgut des mittelalterlichen Jahrtausends benutzt wurde. Parallel kamen ganz andere Wörter zum Vorschein, die sich aufs Geschriebene bezogen. Das semantische Feld der *scripta*. Also ein Doppelergebnis: Erstens rückte der *textus* aus dem Sinnzentrum an den Rand, und zweitens wurde das Feld erweitert und erwies sich von Fall zu Fall als wort- und sinnvariant. Das wäre meine spontane Antwort.

Silke Schwandt: Aber muss man im Rahmen dieser Methode nicht noch viel weitergehen? Ich habe in meiner Untersuchung zum *virtus*-Begriff des Mittelalters dessen Sinnstruktur und Bedeutungswandel nicht durch sein numerisches Vorkommen als ‚nacktes‘ Wort ermitteln können.⁴ Vielmehr kam es darauf an, in welchem syntaktischen Zusammenhang und in welcher sprachlichen Umgebung, dem sogenannten Kotext, *virtus* jeweils stand. Erst über die Varianzen der Kotexte konnte ich dann Gebrauchsmuster von *virtus* erkennen.

Schiel: Aber wie kann man verfahren, wenn das untersuchte Schriftwerk gar keine einheitliche Binnenstruktur hat, man also die Textteile gar nicht semantisch über einen Kamm scheren kann?

Studierende: Ich würde in diesem Fall über die Situation gehen.

Kuchenbuch: Das heißt, Sie würden methodisch den Umweg über die dritte eingangs genannte semantische Dimension nehmen, das *Milieu*, die Alltagspraxis, auf die sich die Briefe beziehen?

Studierende: Ja. Aber ich meine noch mehr. Die Briefe, die ich untersuche, sind nicht nur niedergeschrieben. In ihnen wird gewissermaßen gesprochen, und zwar über dies und das im schwer erkennbaren Wechsel zufälliger Tagesgeschäfte. Es

3 Ludolf Kuchenbuch/Uta Kleine (Hg.), *Textus im Mittelalter. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schriftsemantischen Feld*, Göttingen 2006.

4 Silke Schwandt, *Virtus. Zur Semantik eines politischen Konzepts im Mittelalter*, Frankfurt am Main 2014.

wird linguistisch gesprochen ständig das Sprachregister gewechselt. Dieser Eigenart lässt sich vielleicht am besten entsprechen, wenn man versucht, die Spontanlogik des Redens mit der Distanzlogik des Schreibens zu kombinieren – die semantische Arbeit also sprechakt-praktisch anzureichern. Also durchaus im Sinne der ‚Revitalisierung‘ des Dokuments, von der Sie, Herr Kuchenbuch, eingangs sprachen. Für mich ist diese orale Gegenwart und Attitüde so etwas wie ein Rauschen im Hintergrund des Geschriebenen.

Kuchenbuch: Toll! Ich möchte dieses Rauschen noch ergänzen und dadurch vielleicht etwas genauer bestimmen. Ich würde es das implizite Sprachwissen und Sprechvermögen nennen, das, was beim Schreiben an Wörtern und Sätzen ‚im Kopf‘ als Ausdruckspotenzial zur Verfügung steht. Der Spielraum, die Wahlfreiheit für verschiedene Ausdruckentscheidungen. Drei Beispiele dazu.

Erstens der Spielraum als dauerhafte Disposition: Erneut bemühe ich die so ergiebige *textus*-Semantik.⁵ Erst im Vergleich der Teilcorpora mehrerer Autoren, die in demselben Zeitraum schrieben, kam zum Vorschein, dass der eine das *textus*-Wort regelrecht liebte und deshalb inflationär benutzte, während es der andere auffällig mied! Welche Gesinnung entscheidet hier? Der *textus* ist kein neutrales Wort! Er ist Mittel zum Zweck, Waffe im Gesinnungsstreit.

Zweitens der Fall eines der raren Inquisitionsprotokolle in Oberitalien (9. Jahrhundert), in welchem es um das Verhältnis zwischen Erinnerung und Wahrheit bei abhängigen Leuten geht, die nebeneinander lebten.⁶ Im öffentlich verhandelten Streitfall darüber, zu welcher Bootsfahrt samt Arbeit in einem Olivenhain einige Nachbarn der Herrschaft verpflichtet sind, wurde wörtlich aufgezeichnet, was jeder der elf vereidigten alten Männer als seine wahre Erinnerung kundtat. Aber jeder drückte sich anders aus, mal knapp, mal ausführlich, mal so herum, mal anders herum. Riskierten sie dadurch ihre lokale Reputation? Was richteten sie durch ihre Ausdrucksentscheidungen unter ihresgleichen an? Oder war es ‚nur‘ die allgemein akzeptierte ‚Ungenauigkeit‘ der Rede?

Drittens: Reicht die Unterstellung allein des *sprachlich* artikulierbaren Wissens aus, um den Sinn und die Bedeutung eines Dokuments zu verstehen? Nehmen wir das häufigste Schriftstück der Zeit, den Pfennig.⁷ Woher soll ein Dörfler im 10. Jahrhundert wissen, ob die Silberpfennige, die er durch Hingabe eines Schweins erwirbt, echt und gültig sind? Was ist entscheidend dafür, dass er ihn erkennt – oder besser: dass er ihn anerkennt? Der Pfennig bietet zwar Buchstaben (Herrschername, Prä-

5 Kuchenbuch/Kleine (Hg.), *Textus*, 2006.

6 Ludolf Kuchenbuch, *Teilen, Aufzählen, Summieren. Zum Verfahren in ausgewählten Güterverzeichnissen des 9. Jahrhunderts*, in: ders. (Hg.), *Reflexive Mediävistik. Textus, Opus, Feudalismus, Frankfurt am Main 2012*, 98–122, 101–104.

7 Kuchenbuch, *Versilberte Verhältnisse*, 2016.

geort), Bild (Kirche) und Zeichen (Kreuz). Aber ist er für den Dörfler überhaupt rundum entzifferbar und damit äquivalent mit seinem Schwein? Dass er ihm traut, wird eher damit zusammenhängen, wie er aussieht im Vergleich zu seinesgleichen – also ein Gestalt- und Bilderkennen anstelle des Schriftsinns. Ich frage mich, ob hier die im Sprachlichen gegründete Reichweite meines Modells endet? Oder bleibt es doch bei der Semantik, aber eben der Semantik des Bildes bzw. der Dinge? Ein weiteres Rauschen neben dem der Wörter?

Studierende: Daraus ergibt sich doch die grundsätzliche Frage: Wie kann die stark qualitativ vorgehende Mikrosemantik zu repräsentativen Aussagen vordringen? Was passiert hinter der Sprache? Ich frage mich als Zeithistorikerin, ob mikroskopische Analysen von Texten nicht doch stärker mit der Alltagsgeschichte verknüpft werden sollten.

Kuchenbuch: Na klar, berechtigter Zweifel. Aber ich frage zurück: Sind Schriftstücke des 10. Jahrhunderts nur überkommene Pergamentblätter oder nicht auch ehemalige Handlungen? Ich verstehe Dokumente gern als Tatorte, nicht nur als von der Realität abgehobene Äußerungen, die auf sie nur symbolisch verweisen. Ich will mich hier aber nicht durch Metaphorik rechtfertigen. Ich möchte mich auf drei exemplarische Fälle stützen, wo die Realitätsbezüge nicht im diffusen Schatten des Vergangenseins verharren, sondern aus den Texten und dem Milieu, zu dem sie gehören, beweisbar hervorgehen.

Vorweg noch eine methodische Devise, die ich Giovanni Levi, einem Anthropologen des frühneuzeitlichen Dorflebens, verdanke: Er behauptete, dass er nicht *mit* Dokumenten arbeite, nicht *über* Bauern forsche, sondern *in* Dokumenten und *bei* Bauern.⁸ Er drückt damit seine größtmögliche Nähe sowohl zum Überlieferungsmedium als auch zu den in ihm geborgenen Handlungen aus. Er will gewissermaßen ‚dabei‘ sein, nicht als souveräner ferner Autor, sondern als teilnehmender Beobachter. Das vorweg.

Nun zur Beantwortung Ihrer Frage. Ich greife dafür auf das Land-, Leute- und Renten-Register der Abtei Prüm von 893 zurück, das mein fachliches Dasein so grundlegend und dauerhaft mitbestimmt hat.⁹ Was verweist in diesem Schriftwerk auf, nein, was *beweist* vergangenes Tag-ein-Tag-aus-Leben, die so dringlich nachgefragte Alltagspraxis? Ich muss vorausschicken: Das Register enthält, verglichen mit den gut 20 ähnlichen Verzeichnissen, die aus der Zeit zwischen 800 und 1000 erhalten sind, in seinen knapp 120 Kapiteln die ausführlichsten Details über all das, was die Landsleute ihrer Abtei wöchentlich, monatlich, jährlich schulden – Abga-

8 Giovanni Levi, Villagi: Studi di antropologia storica, in: Quaderni Storici 16/1 (1981), 7–10, 9.

9 Ludolf Kuchenbuch, Bäuerliche Gesellschaft und Klosterherrschaft im 9. Jahrhundert. Studien zur Sozialstruktur der Familia der Abtei Prüm, Wiesbaden 1978.

ben, vor allem aber Dienste. Diese Inhalte sind beschrieben und notiert als etwas, das von inspizierenden Mönchen der Abtei vorgefunden wurde, vor Augen war oder berichtet wurde, in mehr als 250 namentlich genannten Ortschaften zwischen dem Niederrhein und Nordelsass, einschließlich der Namen von weit über 500 Männern und ihren Frauen, einschließlich der Bezeichnungen für Gebäude und Geräte, von Pfennigäquivalenten, von Schweinen und Tuchen. Diese Massenspuren realer Lebensverhältnisse lassen sich punktuell noch durch archäologische Funde und Siedlungsreste in Orten komplettieren, wo die Abtei begütert war. Na ja, komplettieren ist ja nicht exakt. Es bleibt beim Wo, Wann und Wer nur als Rahmen, nicht als Einheit des Handelns. Wie kann man über das Vokabular der Sachfelder hinauskommen, wie zum Wie und Warum der sozialen Beziehungen durchstoßen? Durch Mikrosemantik! Ich habe in einer Einzelstudie das detailreichste Kapitel des Prümer Registers auf alle Bezeichnungen für soziale Beziehungen und deren syntaktische Organisation untersucht und auf diese Weise den spezifischen Satzbau der dortigen Knechtschaft herauspräpariert, das Kommen- und Dienen-Müssen, in schier endloser Variierung.¹⁰ Dieser Kernsinn fand sich, das ist entscheidend, nicht nur in den Beschreibungen aller Kapitel des Registers, sondern darüber hinaus auch in den meisten Registern der Zeit, und damit allerorten überhaupt. Die exemplarische mikrosemantische Fallstudie erweist ihre makrosemantische Bedeutung! Ich verstehe dies Ergebnis aber nicht nur methodisch. Die am exemplarischen Fall ermittelte ‚Sprache der Servitilität‘ regiert eben nicht nur im Register, sondern sie wirkt sich bestimmend auf das alltägliche Handeln und Denken der dort erfassten Leute aus. Das zeigen Streitfälle vor Gericht, wo es die Herrschaft als Beweismittel benutzt. So jedenfalls lautet meine Hypothese.

Studierende: Eine Nachfrage. Bleibt es nicht letztlich eine Glaubensfrage, dass sich in den Texten tatsächliche Praktiken einer bestimmten Zeit spiegeln – oder nicht?

Kuchenbuch: Ein harter Einwand. Zum Verhältnis von Sprache und Handeln, von Diskurs und Realität muss ich auf meine wohl penibelste mikrosemantische Untersuchung verweisen. Sie kennen den Fall, haben ihn ja in Ihrem Kurs diskutiert: Es geht um die drei Werk-Sprachen im Traktat *De diversis artibus*.¹¹ Ich muss also nicht wiederholen, wie ich im dritten ‚Rezept‘-Buch des Theophilus vorgegangen bin. Ich möchte deshalb nur meine Unterscheidung der operalen, operativen und operationalen Werksprache in Bezug auf unsere Frage ansprechen. Als ‚ope-

10 Ludolf Kuchenbuch, Mehr-Werk mittels Zwangsmobilität. Das Sollinventar der Abtei Prüm von 893 über ihre Domäne Rhein-Gönheim, in: *Historische Anthropologie* 24/2 (2016), 165–193.

11 Ludolf Kuchenbuch, Die dreidimensionale Werk-Sprache des Theophilus presbyter. ‚Arbeits‘-semantische Untersuchungen am Traktat ‚De diversis artibus‘, in: ders. (Hg.), *Reflexive Mediävistik*, 2012, 341–401.

ral' habe ich alles verstanden, was an mündlichen und haptischen Aktivitäten in das jeweilige Werkstattgeschehen hineinragt, es durchschießt und ergänzt: in jeder Situation anders, direkt gedacht, jetzt gesagt, unmittelbar hantiert. Als ‚operativ‘ habe ich die schriftlich festgehaltenen, auf korrekte Wiederholung angelegten Handlungsrezepte verstanden: den fixierten, weil bewährten Wissens- und Handlungsfundus. ‚Operational‘ nenne ich das theologische Raisonement in den Prologen über den Gesamtsinn des operativen Handelns, eine nachträgliche Überlagerung ohne Bezug auf das angeleitete Werken. Dies Diskurs zu nennen, ja, da würde ich zustimmen. Für mich repräsentiert die Dreidimensionalität eine bestimmte Konstellation zwischen Spontaneität, Routine und Rechtfertigung, zwischen didaktischer Handwerkspraxis und reflektierter Werkheiligung.

Wenn Ihnen diese Konstellation noch nicht ausreicht, dann habe ich noch den Joker, nämlich den, dass Theophilus unter dem Namen Roger als Goldschmied von zwei überlieferten Tragaltären und dem Deckel eines Evangeliars gesichert ist. Will heißen, er konnte praktisch umsetzen, was er als nachahmenswert ordnete, durchdachte und rechtfertigte.

*Studierende: Mir scheint aber dennoch, dass es bereits andere theoretische Angebote gibt, das Verhältnis von Sprache (als Diskursgeschichte oder semantisch untersucht) zu dem, was Akteur*innen praktizieren, konkret und genau aufzuschlüsseln.*

Kuchenbuch: Das ist richtig! Ich denke an hermeneutische Verfahren, die Suche nach textimmanenten Intentionen. Ich denke an Vergleiche von Textinhalten. Ich denke an die Kombination von Details aus ganz verschiedenen Dokumenten. Schließlich ist es sicher auch eine Frage der sozialen Reichweite der Schriftbezüge und der Überlieferung des Schriftguts, wie dicht die Forschung an Akteur*innen herankommen kann. In der zweiten Hälfte des Mittelalters, das habe ich angedeutet, erlauben gigantische und detaillierte Bestände viel genauere Analysen. Ist man angesichts solcher Fülle überhaupt noch auf Semantik angewiesen? Ich behaupte, dass man auch im Falle des überbordenden Überlieferungsreichtums ohne Schlüsselwort-Semantik und ohne die Feststellung von Worthäufigkeiten und deren kontextuelle Erweiterungen nicht wird auskommen können. Und dazu stehen nun für alle Zeitabschnitte die neuen Erschließungs- und Verarbeitungs-Instrumente der digitalen Korpus-Semantik bereit!

Schiel: Wir sollten abschließend noch auf Fragen zurückkommen, die Ludolf Kuchenbuch zu Beginn unseres Gesprächs mit seiner Bonaventura-Anekdote aufgeworfen hat. Bislang haben wir vorrangig eine bestimmte Forschungsmethodik diskutiert. Im Kurs wurde aber mehrfach die Darstellung der semantischen Forschung problematisiert. Wie steht es darum – ebenso wie um ihren generellen Nutzen? Ich erinnere mich, dass

du, Ludolf, einmal gesagt hast, dass du dich den Toten mehr verpflichtet fühlst als den Lebenden und dass du dich als Untersuchungsrichter verstehst.

Kuchenbuch: Wenn ich dich richtig verstehe, geht es jetzt um eine Drehung, um eine Drehung weg von der Vergangenheit mit ihren unstrukturierten Resten hin zur geordneten Historie für eine bestimmte gegenwärtige Leser*innenschaft. Droysen hat in seiner Historik ja nicht nur Maßgebliches über Heuristik, Kritik und Interpretation geschrieben, sondern auch über die Topik, die Formen der Darstellung nachgedacht. Wie lassen sich also Forschungsergebnisse, die mikrosemantisch erzielt wurden, darstellen?

Was Sie von meinen Studien diskutiert haben, gehört – ich folge hier Droysen – nicht zu den Typen der erzählenden, der didaktischen oder der diskursiven, sondern der *untersuchenden* Darstellung. Und was Juliane von mir über meine methodische Position hörte, bezieht sich ganz stark auf diese Darstellungsform. Ich versuche, mich im Zuge meiner Darstellung entsprechend der Maxime zu verhalten, mich nicht deutend und urteilend über die Toten, deren Taten und Beziehungen zu erheben. Das meint meine Anleihe bei Marc Bloch, der von sich als „juge d’instruction“ sprach. Seine arbeitsethische Position verglich er übrigens mit einem Weinbauern – harte Arbeit mit wunderbarem Resultat!

Zurück zur untersuchenden Darstellung. Meine semantischen Studien tendieren alle in diese Richtung. Ich weiß, dass sie nicht leicht zu lesen sind. Da wird nicht wiedererzählt, nicht moralisierend belehrt, nicht im Licht der Gegenwart diskutiert. Die Theophilus-Studie ist so sperrig, dass mein französischer Kollege Michel Lauwers mich gebeten hat, eine französische Kurzfassung davon zu machen, um seinen Landsleuten das Verständnis der sechs verschiedenen Verfahren zu erleichtern, mit denen ich das ganze Werk arbeits-semantisch aufgeschlüsselt habe.

Dabei ging es mir eben nicht darum, ‚plausibel‘ zu sein. Plausibilität ist erst in jüngster Zeit zum Kriterium für Wissenschaftlichkeit aufgestiegen. Als ich studierte, war der Begriff kaum präsent. Heute dient er als Ersatz für ‚härtere‘ Begriffe der Wissenschaftlichkeit wie Wahrheit, Objektivität, Beweiskraft, Falsifizierbarkeit, die im Zuge ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Relativierung an Geltung verloren haben. Plausibilität zielt weniger auf operative, mehr auf kommunikative Geltung. In meinen semantischen Studien vertrete ich die ‚harte‘ Haltung der Begrenztheit von Gattungshorizonten, der Durchsichtigkeit von Textmanipulationen, der Beweiskraft von ausgezählten Belegen, der kotextuellen Varianzen, die Abgrenzung des Sicherem vom Hypothetischen usf. Alles trägt Beweislast. Und so etwas ist nun mal nicht so leicht zu lesen, wenn man es nicht in Anmerkungen oder Exkurse verbannt.

Schiel: Aber können nicht auch Erzählungen schwer verständlich und, umgekehrt, Untersuchungen leicht zu lesen sein?

Kuchenbuch: Natürlich, beides. Was Droysen weniger beachtete, ist die Ausrichtung der Darstellung auf verschiedene Leser*innen. Ich habe in den 45 Jahren meiner Schreibgeschäfte, besonders geprüft durch die Fernlehre, kontinuierlich darauf achten müssen, für wen ich schrieb – Schüler*innen, Studiumsanfänger*innen, Radiohörer*innen, Leser*innen von Kulturzeitschriften, Mediävist*innen, Neuzeitler*innen, Soziolog*innen, Musikolog*innen usw. Dabei kam es natürlich nicht nur auf den Stil und die Terminologie an, sondern auch auf die Fremdsprachenkenntnisse (wie grausam viel Zeit habe ich allein mit der ‚Übersetzung‘ von lateinischen Dokumenten verbracht!), das banale Sachwissen über das behandelte Thema, die Anschaulichkeit oder die Vertrautheit mit Forschungsleistungen. Unsere Fernstudiumsbriefe singen das Lied dieser Achtsamkeit. In einer Auswahl meiner Aufsätze seit den Hagener Jahren, die mir der Campus Verlag genehmigt hat, habe ich versucht, dieses Spektrum sehr verschiedener Adressierungen vorzuführen.¹² Sie haben hier in Ihrem Kurs die gewissermaßen rücksichtslosesten Produkte meiner semantischen Schreiberei bearbeitet, sich erarbeitet. Dank und Respekt!

Schiel: Wir hätten noch eine letzte, sehr provokante Frage. Sie ist nicht nur an Ludolf Kuchenbuch, sondern auch an unseren zweiten Gast, Silke Schwandt, gerichtet, die heute Vormittag bereits ebenfalls im Rahmen dieses Methodenworkshops zu den text mining tools der Digital Humanities unterrichtet hat: Hat sich mit der rasanten Entwicklung nicht nur der Digitalisierung zentraler Teile der mittelalterlichen schriftlichen Überlieferung, sondern auch ihrer Bearbeitbarkeit mit sehr verschiedenen korpuslinguistisch quantifizierenden Methoden die Kuchenbuch'sche mikrosemantische Mühsal mit den Einzeldokumenten demnächst überlebt?

Schwandt: Nein – das sage ich natürlich nicht nur als Süßholz raspelnde Kollegin. Nein, ich weise mit Nachdruck darauf hin, dass die Digital Humanities Geisteswissenschaften sind, und als solche, genauso wie die Mikrosemantik von Einzeldokumenten, keinen Anspruch auf Ausschließlichkeit ihrer Methodik und Bedeutung erheben. Im Gegenteil, wir Digitalen müssen immer wieder nicht nur selbst erfahren, sondern unseren Hilfe suchenden Kolleg*innen verständlich machen, wie wenig unsere Technologie kann, wenn wir es ihr nicht in kleinschrittigster Sequenzierung zu sagen vermögen. Und genau bei diesem endlosen Anpassungsgeschäft kann uns das Raffinement der Mikrosemantik immer wieder entscheidend helfen: beim Suchen nach relevanten Autoren, bei der gattungsspezifischen Korpusbildung, bei der Hypothesenbildung von Wortfeldern, bei der kritischen Reflexion von

¹² Kuchenbuch, Reflexive Mediävistik, 2012.

Rechercheresultaten. Für mich sind beide Wege der Bedeutungsanalyse – das Handwerk in Dokumenten mit der Wortlupe und die Datenverarbeitung von Corpora durch Algorithmen – komplementär.

Schiel: Ludolf, du hast das Schlusswort!

Kuchenbuch: Ich stimme dieser Partnerschaftsstrategie zu. Ich konnte mich schon vor Begeisterung kaum halten, als ich von den ersten Zahlen von Wörtervorkommen in der Bibel, im Migne, in den Urkunden erfuhr. Grandios! Hier überstürzen sich ja praktisch die Ereignisse. Ich habe derlei beim *textus*-Thema angesprochen.

Aber: Seitens der Mikrosemantik kann der digitalen Makrosemantik – ich wiederhole hier fast, was Silke vorgebracht hat – erstens bei der Auswahl von Dokumenten und deren Korpusbildung geholfen werden, zweitens bei der Suche nach Schlüsselwörtern und deren möglichen Beziehungen und drittens bei der Kontrolle von Rechenergebnissen durch Gegencheck im exemplarischen Einzeldokument. Alle drei Freundschaftsleistungen habe ich bereits erbringen können. Es funktioniert!

Schließlich wage ich es noch, Ihnen allen ein ergänzendes Bild zur semantischen Arbeit besonders in frühmittelalterlichen Dokumenten zu liefern. Sie wissen ja: Alle Metaphern hinken – aber dennoch. Ich stelle mich mir selbst wie einen Friedhofsgärtner vor, der, die Gräber pflegend, die Toten zwar nicht exhumieren kann, aber anhand der Grabsteininschriften den Geist der Verstorbenen erinnert, bedenkt – und zu beschreiben versucht.

Ich danke Ihnen allen, dass Sie sich so gut vorbereitet (und was brächte solcher Reliquien-Realismus schon) und beteiligt haben – und niemand hat „Oh, Gott“ geklagt, sondern „Ja, hart, aber lohnend“ gesagt.